



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rolfs, W.: Unsre Volksfeste : (Schluß). 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unsre Volksfeste

Von W. Kofls (in München)

(Schluß)

3



unächst sollte es das Bemühen aller, die Volksfeste irgendwelcher Art einrichten, sein: das, was wir mit dem Namen Klassen- oder Fachfeste bezeichnet haben, zu vermeiden. Nicht Turnersfeste, Scheibenschießen, Radfahrwettrennen, Regatten, Sängersfeste, Fußballwettkämpfe usw. sollte man feiern, sondern stets eine möglichst größere Vereinigung aller dieser Feste. Wie die Verhältnisse liegen, findet fast jedes dieser Feste seine Teilnehmer in einer mehr oder minder scharf begrenzten Bevölkerungsklasse, und oft genug hat es sonderbarerweise den Anschein, als ob ein gewisser Mut dazu gehörte, in der oder jener Gesellschaft öffentlich mitzuthun. Wie manchen Turnfreund der „obern Klassen“ hört man nicht sagen: „Eifrig turnen an allen Wochentagen, wenn es angeht! Aber an öffentlichen Festen teilnehmen, das — verträgt sich nicht mit meiner Stellung.“ Dem arbeite man zunächst durch möglichste Vereinigung aller Arten von Festen entgegen. Nicht ausschließlich athletische, dramatische oder patriotische Vorführungen, nein, alle an einem festlichen Tage vereint! Es wird das eine Gemeinsamkeit der Festfreunde veranlassen, einen Verkehr zwischen Höhern und Niedern, zwischen Reich und Arm, wie ihn unsre bisherigen Volksfeste nicht mehr kennen. Das wäre ein erster Schritt zur Erweckung und Stärkung jenes Gemeinfinns, dessen volle Entfaltung dann auch das Ideal eines Volksfestes bringen würde.

Eine solche Vereinigung möglichst verschiedenartiger Feste — namentlich sollten körperliche Wettkämpfe möglichst mit ästhetischen Festen verbunden sein — lege man nur auf bedeutungsvolle Tage, sei es, daß es sich um Ereignisse von allgemeinem Einflusse, den Wechsel der Jahreszeiten, die Wiederkehr der lebenerweckenden Sonne und „andre Wendungen in der äußern Natur“*)

*) Montanus, a. a. D. 111.

handelt, sei es, daß wir den Namens- oder Geburtstag des Landesherrn, das Andenken an Siege und Helden oder eine in der örtlichen Erinnerung lebende Ruhmesthat feiern wollen. Dadurch würde dem Feste nicht nur ein allgemeiner und würdiger Inhalt und Mittelpunkt gegeben werden, es würden sich auch weit leichter alte Bräuche und Festsitzen erhalten oder wieder erwecken lassen, als wenn man ein Fest sozusagen abstrakt in die Luft baut. Ganz von selber würden an einem auf Pfingsten verlegten Volksfeste die alten Maifeste mit Maiblumen, Maikönigen und Maigrasen wieder aufleben — alte Bräuche stellen sich wieder ein, ohne daß es besondrer Künste bedürfte, denn der Schatz, den das Volk an schönen alten Bräuchen bewahrt, ist ungemein reich, bei keiner Nation aber reicher als bei der deutschen. Welch stolzere und liebere Veranlassung böte sich uns dar, als die Feier von Kaisers Geburtstag? Aber was ist dies Fest jetzt? Papst Sixtus V. schrieb, wie Montanus hervorhebt, dem Einflusse der Volksfeste zu, daß die deutschen Volkstugenden: Treue, Wort, Ehrenhaftigkeit, Keuschheit und Hilfsbereitsamkeit für Unterdrückte genährt und erhalten würden. Wer könnte diese Wirkungen in den Vordergrund stellen, wenn es sich um die moralischen Ergebnisse einer Kaisergeburtstagsfeier handelt, wie sie heute vor sich geht? Ist es nicht, als ob sich jeder „loyale“ Deutsche für verpflichtet hielte, sich an diesem Tage zu Ehren seines Kaisers möglichst unmäßig im Essen und Trinken zu zeigen? Und doch wäre kaum ein Tag geeigneter, das gesamte Volk, insbesondere auch sein stolzes Heer, zu einem gemeinsamen Feste zu vereinigen, das ein Spiegelbild der deutschen Tugenden der Treue und des frommen Sinns, der gemütvollen Geselligkeit und des altgermanischen Kampfesmutes sein könnte! Heute steht es unter dem Zeichen des „Liebesmahls“ und des Kommerzes!

Ja der Trunk! Als Alleinherrscher thront er gebietend in der Mitte aller deutschen Festfreude. Um ihn dreht sich die taumelnde Welt, wie einst die Juden um das goldne Kalb; er ist es, der die berühmte deutsche „Gemütlichkeit“ schafft, jenen bequemen Deckmantel für Schläffheit, Philistersinn und Versumpfung; er beherrscht die Jugend aller Klassen, im Bierkult und beim Festessen vereinigt sich der „gebildete Deutsche“ mit den untersten Volksschichten. Der Tod macht alle Menschen, das Bier alle Deutschen gleich. Ein trefflicher Kenner und warmer Freund unsers Volkes hat uns jüngst die bitteren, aber wahren Worte zugerufen: „Wenn ihr das Laster des Suffs, das ohnehin im deutschen Blute liegt, auch noch in jeder Generation systematisch groß zieht, wo inmitten starker und schlau lauernder Nachbarn ein klarer Kopf, ein nüchterner Sinn noch notwendiger ist als ein scharfes Schwert — wenn ihr eure nationale Begeisterung erst mit Bier auffrischen, eure Zeit und eure Sorgen und euer Geld in Bier und Schnaps versenken müßt, dann werdet ihr immer mehr versimpeln und versumpfen und endlich ein Spott der

Nachbarvölker sein.“*) Wie viel wird dagegen gepredigt — vergeblich! Es werden Vereine dagegen gegründet, und sie sind stolz, wenn sich auf der Jahresversammlung herausstellt, daß ein paar Tausend Liter Bier weniger getrunken sind als im „Vorjahr.“ Wir möchten der Sache von einer andern Seite her beikommen, die sich mittelbar mit unserm Thema berührt. Unsre Hoffnung beruht nicht auf Predigten und Vereinen, sondern auf der Erziehung unsrer Jugend.

Mehr als irgend ein andres Volk ist das deutsche „erzogen“; größer als anderswo ist daher auch bei uns die Einwirkung und die Wichtigkeit der Schule. Auf den Spielplätzen von Eton wurden die Leute erzogen, die bei Waterloo der französischen Garde siegreichen Widerstand leisteten. Wer die deutsche Schule hat, der wird nicht nur deutsche Siege gewinnen, sondern er hat die gesamte Kulturentwicklung des deutschen Volks in der Hand. Auf den vorliegenden Fall angewendet, würde es also darauf ankommen, schon in unsrer Jugend mit aller Kraft den Gemein Sinn zu entwickeln und zu stärken und die gesunden Triebe zu pflegen, die der deutschen Trinklust naturgemäß entgegenstehen; wäre beides erreicht, so wäre ein weiterer Schritt zum Ideal des Volksfestes gethan. Es fragt sich, welche praktischen Mittel zu diesem Ziele führen.

Der sogenannte „gebildete“ Deutsche macht einen seltsamen Bildungsgang durch. Während unsre Schulen außerordentlich wirksame Pflanzstätten eines starken und edeln Gemein Sinnes sind, hört seine Pflege mit dem Abgang von der Schule nicht nur auf, sondern es wird mit dem Verufe geradezu ein starker Kastengeist anerzogen, der mit Rang und Würden immer mehr zunimmt. Wird der Jüngling Offizier, so nimmt ihn schon nach wenigen Monaten ein Gefühl der Überlegenheit über alle andern „Stände“ gefangen, die oft genug den Spott reizt, immer aber dem Volksfreunde Grund zu ernsten, ja wehmütigen Betrachtungen geben muß. Aber auch auf der Hochschule, wo doch erst die selbständige und rein menschliche Bildung erworben werden — sollte, schwindet der auf der Schule anerzogene humane Gemein Sinn meistens mit erschreckender Schnelligkeit. Der Korpsstudent blickt als „vornehmster“ Vertreter der Studentenschaft auf den „Finken,“ der Jurist auf den Philologen herab; Arm und Reich, Hoch und Niedrig trennen sich in scharf erkennbaren Gruppen und Vereinigungen. Hie und da sind sogar Adelsbriefe Bedingung, es werden Außerlichkeiten ausschlaggebend, die auf den Unbefangnen einen seltsamen, ja lächerlichen Eindruck machen. Auf der deutschen Hochschule! Die Stätten, die berufen sind, das Höchste und Edelste zu pflegen, dessen der deutsche Charakter fähig ist: höchste Liebe zu Wahrheit und Wissenschaft, edle Geselligkeit und Humanität, treuen und tapfern Sinn in allen Lagen des Lebens, sie bilden

*) Rosegger, Das Trinken ein deutsches Laster, Zukunft, 1894, S. 229.

die Pflanzstätte jenes öden Kastengeistes, den dann Amt und Würden weiter entwickeln, und der wie ein drückender Nebel auf unserm öffentlichen Leben liegt. Worin hat das seinen Grund? Und giebt es kein Mittel, es dahin zu bringen, daß unsre Jugend von der Schule jenen Gemeinfinn mit fortnimmt und das stolze Homo sum über alle Vorurteile des Standes und Berufes hinaus für sein ganzes Leben lang treu und fest bewahrt?

In der That giebt es ein solches Mittel, wenn auch nicht, oder doch nur verkümmert, auf der Schule, wie sie heute ist: das ist die der geistigen gleichgestellte körperliche Erziehung. Die Schätzung der allgemeinen „Bildung“ wird in Deutschland ungeheuerlich übertrieben, da man sie ganz einseitig als das Ergebnis des auf der Schule gelernten auffaßt. Wissen ist aber durchaus nicht gleichbedeutend mit Bildung, und ein Mensch, der sehr viel gelernt hat, kann seiner Gesinnung nach ein höchst unentwickeltes Geschöpf sein, während der Bauer hinterm Pflug und der Arbeiter in der Werkstätte alle die Eigenschaften des „ganzen Mannes“ in sich vereinigen kann, die der Engländer dem gentleman im edeln Sinne des Wortes zuerkennt. Heutzutage ist ja jeder Städter mehr oder weniger „gebildet,“ und man sollte doch endlich einmal einsehen, wie herzlich wenig darauf ankommt, ob der eine die Mittel zum Abiturientenexamen hat, der andre nicht. Nicht darauf kommt es an im Leben, vielerlei zu wissen, sondern zu wissen, was man kann. Wie anders denkt der lebensstarke Engländer hierüber! Herbert Spencer verlangt als erstes nicht eine allgemeine Schulbildung, sondern meint, daß man vor allen Dingen a good animal sein müsse, um Erfolg zu haben. Achtung vor dem Körper nennt er seine physische Moral; auf ihr beruht nicht nur Kraft und Tüchtigkeit im materiellen, sondern auch die Gesittung im geselligen Leben. Einst deckten sich auch in Deutschland, in Preußen, Bildung des Geistes und Pflege des Körpers: so bei dem Landedelmann, der die Grundlage des Offiziercorps bildete, so auch bei dem Beamten, dessen Söhne sich der Verwaltung widmeten. Seitdem ist die einseitige Bevorzugung geistiger Bildung ausschließlich in den Vordergrund getreten. Will man dem wirksam entgegenarbeiten, so müßten unsre Schulen von der Einrichtung befreit werden, die „die allgemeine Bildung“ zuerst und in sehr ausgiebiger Weise mit besondern Vorrechten ausgestattet, sie sozusagen „prämiirt“ hat: die Einjährigenprüfung müßte fallen; jeder Deutsche hätte zwei Jahre zu dienen, und die Schulen könnten sich wieder auf das besinnen, wozu sie allein bestimmt sind: auf die Gesammtziehung unsrer Jugend. Hierzu rechnen wir nicht bloß geistige Schulung, sondern — dem deutschen Wesen entsprechend — eine gleichwertige körperliche Erziehung. Nicht mehr das „Gelernte“ allein darf maßgebend sein für den Wert des Deutschen, sondern der ganze Mann, der geistig und körperlich am besten gebildete, der harmonische Mensch im Sinne der Kalokagathia der Alten, die das Endziel aller idealen Erziehung bleiben wird. Auch die Schule muß heute in die freie Luft, wie

die Kunst, ja wie die Wissenschaft selber, die ihre Jünger hinausweist an die Brust der Natur und der ewigen Mutter Erde, weil sie erkennt, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt als Bücherweisheit, daß wir nicht bloß Geist und Nerven, sondern auch Fleisch und Bein sind, und daß der laute Schrei nach Licht und Luft, der unser ganzes öffentliches Leben durchhallt, vor allen Dingen auch unsern Kindern in den Schulstuben gilt, damit sie nicht bloß geistig, sondern auch physisch gerüstet in den schweren Kampf ums Dasein eintreten.

Wir müssen es dahin bringen, daß unsre Schulen der körperlichen Erziehung die gleiche Sorgfalt zuwenden wie der geistigen. Beide haben gleichen Wert, wenn wir nicht gar den körperlich gesunden Menschen, das *good animal*, höher stellen müssen. Ungleichmäßig hat Mutter Natur des Geistes Gaben verteilt; dem einen hat sie einen raschern und schärfern, dem andern einen langsamern und tiefern, dem dritten einen schwerfälligen und mühsamen Verstand gegeben: vor der Erziehung sollten alle drei gleich sein. Was dem einen an Verstande fehlt, gleicht die Natur durch körperliche Leistungsfähigkeit aus, und jenes nervös überreizte Hirn erhält Gegengewicht und Ruhe durch die Pflege des Körpers. Beide sind „reif,“ wenn sie für den Kampf ums Dasein gerüstet erscheinen, nicht bloß geistig, sondern vor allem auch leiblich.

Ich weiß sehr wohl, wie tief eine solche Forderung in die geltenden Anschauungen eingreift, und der Gedanke, ein Lehrerzeugnis ersten Grades auch, und zwar wesentlich, auf Grund körperlicher Leistungen auszustellen, erscheint fast als etwas Ungeheuerliches. Dennoch ist der Weg der richtige, und über kurz oder lang wird auch an der Stelle die Einsicht dafür durchbrechen, von der aus eine wirksame Reform allein möglich ist. Wir sind ja im besten Zuge, den Engländern ihre prächtigen „Spiele“ abzunehmen und sie bei uns — denen sie nie entschwunden sein sollten — wieder heimisch zu machen. Wohlan, in England wird mindestens die Hälfte der Woche zur Pflege athletischer Spiele verwendet, dort nimmt ein Schuldirektor mit besondrer Vorliebe Lehrer, die in athletics etwas Tüchtiges leisten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß bei der Wahl zwischen einem wissenschaftlich recht brauchbaren Manne und einem vortrefflichen Cricketspieler (von „Kuf!“) dieser, der Cricketspieler, die freigewordne Lehrerstelle an einer großen Schule bekam. Wie lange noch wird uns „gebildeten Menschen“ diese Wertschätzung auch der körperlichen Erziehung ungeheuerlich vorkommen, und wie lange noch wird man meinen, so etwas „ginge bei uns nicht“? Lassen wir einmal die mit Bier, Tabak, Mensuren und römischem Recht groß gewordenen Juristen absterben, die bei uns — seltsam genug — die regierende Kaste vorstellen; lassen wir an ihre Stelle Männer treten, die bei tüchtiger Schulung des Geistes den freien Blick bewahrt haben, den alle körperliche Erziehung unter Gottes freiem Himmel giebt: sicher werden dann auch die Tage kommen, wo unsre Jungen ebenso viel Stunden

laufen, turnen, schwimmen und fechten, wie sie jetzt „lernen“ müssen, wo sie nicht bloß nach ihren griechischen und lateinischen, sondern auch nach ihren körperlichen „Exerzitien“ beurteilt werden. Die Mittel dazu liegen in der Pflege des Turnens, vor allen Dingen aber auch der körperlichen Wettspiele, der Athletik im allgemeinen Sinne des Worts. Die Ergebnisse aber dieser Wettkämpfe sollen sich — wie alle Schüler daran teilnehmen — auch vor versammeltem Volke zeigen: bei dem Volksfeste.

Damit ist der Kreis geschlossen, der die Schule bei der gleichmäßigen Ausbildung von Körper und Geist mit der vorliegenden Frage verknüpft. Es ist hier nicht der Ort, auf Art und Wert jener Wettspiele näher einzugehen; vortrefflichere Federn haben sich längst damit beschäftigt, und der Zentralausschuß des „Vereins für Jugend- und Volksspiele,“ sowie neuerdings der kräftig emporblühende „Deutscher Bund für Sport, Spiel und Turnen“ haben mit großer Umsicht und Energie die Möglichkeit geschaffen, überall Einrichtungen zu diesen Zwecken zu treffen. Ich möchte hier nur kurz darauf hinweisen, daß durch Einfügung der Wettspiele in die Volksfeste als wesentliche Bestandteile eine Veredlung der Feste erzielt werden muß. Nehmen wir einmal als bereits erreicht an, was eben als Forderung an unsre Schulen gestellt wurde: gleichmäßige geistige und körperliche Erziehung, so liegt auf der Hand, daß bei der Allgemeinheit unsrer Bildung auch das gesamte Volk an den Endzielen der Jugenderziehung mit dem regsten Interesse teilnehmen wird. Wo anders nun könnten sich die Ergebnisse einer solchen Erziehung zweckmäßiger vor der Öffentlichkeit zeigen (wie es denn thatsächlich in England geschieht) als an den großen Volksfesten, wie wir sie uns gern in veredelter Gestalt vorstellen? Ist erst einmal unsre Jugend so herangebildet, daß Geist und Körper im Gleichgewicht entwickelt erscheinen, so wird diese Entwicklung auch nicht mit der Schule aufhören, sondern sich im Leben fortsetzen, und unsre Hochschulen werden die Pflege des Aneipkommens und eines öden Kasten-geistes mit Mensurspielerei durch die Pflege körperlicher Wettkämpfe ersetzen und auch im reifern Alter den Volksfesten neben kritischen Beurteilern auch mannesreife Kämpen zuführen, wie sie — oft in silberweißem Haar — der Fremde mit Erstaunen in England sehen kann.

Wenn so eine einseitig geistige und gesellschaftliche Bildung durch das Hinzutreten einer körperlichen Erziehung in öffentlichem Wettkampf erweitert würde, so würde auch jener allem Kastengeist zur Unterlage dienende Dünkel in den Hintergrund treten, der das Schulwissen über alles stellt. Wem das als graue Theorie erscheinen sollte, den bitten wir wieder, sich einmal anzusehen, zu welcher außerordentlichen Stärke der Gemeinsinn gerade bei den athletischen Spielen in England entwickelt ist. Dieselbe Disziplin, aber auch dieselbe Kameradschaft, die der Deutsche durch sein Heer erhält, erwirbt der Engländer im freien körperlichen Wettkampf — ein Umstand, der unsre Päda-

gogen schon längst hätte aufmerksam machen sollen. In einem Cricket-Spiel findet sich der Lord mit dem Farmerssohn kameradschaftlich zusammen. Beide verkehren mit einander wie Gleiche, die sich gegenseitig schätzen und bereit sind, das, was hier gemeinsam im Spiel geleistet wird, auch auf den großen Wettkampf des Lebens zu übertragen.

Aber noch mehr. Ich meine, die Schulen, die Geist und Körper gleichmäßig pflegen, würden das Laster des Kneipens eindämmen, zunächst in unsrer Jugend, damit aber auch für das ganze spätere Leben. Freilich würde hier ein Hinweis auf England nicht glücklich sein; es ist mir wohlbekannt, daß die Trunksucht dort — trotz aller athletischen Erziehung — größer ist als bei uns: es giebt dort mehr Gewohnheitskäufer, tief unten sowohl, wo es mehr Armut, als auch hoch oben, wo es mehr Reichtum giebt. Was es aber dort weniger giebt, und was mir als besonders abschaffenswert gilt, das ist jenes Kneipenleben, dem der Deutsche mit einer wahrhaft erschreckenden Leidenschaft huldigt. Niemand wird ja etwas arges darin finden, in fröhlicher Gesellschaft gelegentlich ein Glas zu leeren, und nichts liegt mir ferner, als jenen heuchlerischen Puritanismus zu predigen, der ebenso unnötig wie unnatürlich erscheint. Was ich mit dem Worte „Kneipen“ bezeichne, ist mehr als ein harmloses Vergnügen oder gelegentliches Fröhlichsein im Kreise froher Menschen; es ist das zur Lebensgewohnheit gewordne Laster, das unsre Nation zur Versimplung und Versumpfung führt. Auf der Schule fängt es an; die berüchtigten „Verbindungen“ haben keinen andern Zweck als die Pflege der Kneipe. Auf der Hochschule wird sie zum Selbstzweck; das Trinken selber wird zu einer Virtuosität ausgebildet, die einer bessern Sache würdig wäre. Dann ist die Gewohnheit erreicht, und nun folgt der Beruf mit seinen Sorgen und seinem Altentraub: vor beiden wird Rettung gesucht in der geliebten Kneipe. Wer möchte mich der Übertreibung zeihen, wenn ich behaupte, daß in der „Kneipe“ mehr Familienglück, mehr Fleiß und Ordnungssinn, mehr Thatkraft und Arbeitsliebe begraben liegen, als sich ausdenken läßt? Nun meine ich — und ich spreche aus Erfahrung —, daß ein junger Mann, in dessen Erziehung sich geistige und körperliche Anstrengung das Gleichgewicht halten, das stundenlange Verweilen bei Tabaksqualm und Bierdunst gar nicht als eine sonderlich große Annehmlichkeit oder gar als eine „That,“ die ihn andern gleichstellt, empfinden wird. Ein frischer Trunk nach hartem Wettkampf wird ihm sicherlich behagen; aber die Brust, die sich gewöhnt hat, sich in frischer Luft zu weiten und in vollen Jüngen den freien Gottesodem einzusaugen, wird schwerlich ein Vergnügen daran finden, in überheizten, mit Tabaksqualm und Gasluft geschwängerten Räumen zu verweilen und im Biergenuß zu schwelgen. Die Kneipsucht ist eine Folge unsrer einseitig geistigen Erziehung: man ergänze diese durch ebenso gründliche körperliche Übungen, und das Kneipen wird dem harmlosen Gelegenheitsstrunk Platz machen, und

damit ein Laster vertrieben werden, das wir nicht ernstlich genug bekämpfen können. Denn verschwindet es von Schule und Universität, so wird es auch aus unserm geselligen Leben und damit auch als eine unwürdige Erscheinung unsrer jetzigen Feste, aus dem veredelten Volksfeste — aus unserm öffentlichen Leben überhaupt verschwinden.

Die allgemeine Einführung von Kampfspieleu setzt nur einen Umstand voraus, dessen Verwirklichung aber auf keine unüberwindlichen Hindernisse stoßen kann, und zugleich mit den Bestrebungen, unfre Volksfeste zu heben, aufs innigste verbunden ist. Schon Lippert macht den Vorschlag, jedes Dorf solle wie vor Alters wieder seine Linde auf freiem Plage pflanzen und diesen Platz wie die Malstätte der Vorfahren als gemeinsamen Zusammenkunftsort betrachten. „Jrgend ein Plätzchen müßte jeder Ort wie seine »gute Stube« pflegen, aber es müßte zugleich die gute Stube aller sein, und da könnten sie auch wieder zeitweilig zusammenkommen, Arm und Reich, Herr und Knecht.“ Wie nun, wenn wir nicht ein „Plätzchen“ mit der Linde, sondern für jedes Dorf und namentlich für jede Stadt einen großen Spielplatz forderten, einen Volksspielplatz, auf dem sowohl die Übungen zu Wettkämpfen und körperlichen Spielen wie auch die Volksfeste selber abgehalten werden? Würde ein solcher Platz nicht ganz von selber die alten Malstätten ersetzen und zum Mittelpunkt der Geselligkeit werden wie vordem? Viele Erinnerungen schlummern nur im Gedächtnis des Volkes, überwuchert durch Verwahrlosung und Mißbrauch. Aber was einmal in der Volksseele feste Wurzeln geschlagen hat, stirbt nie mehr ganz ab. So würde auch der Volksplatz schnell wieder ein Zusammenkunftsort aller Klassen der Bevölkerung werden, und wie an den Malstätten würden die Menschen an den festlichen Tagen des Jahres, an denen das Volk seine „hohen Zeiten“ feiert, dort in fröhlichem Jubel zu heiterm Wettkampf zusammenströmen, ähnlich wie es einst von Nah und Fern zu den Malstätten unter den Maibaum und die Linde zu ernster und froher Thätigkeit herbeieilte.

Das Bild, das sich in diesen Rahmen einfügen ließe, weiter auszumalen, überlasse ich dem freundlichen Leser. Das Ergebnis unsrer Betrachtungen fasse ich kurz so zusammen: Um unfre Volksfeste zeitgemäß zu reformiren, bedarf es einer Stärkung des Gemeinfinns, die von oben und von unten kommen muß. Ein mächtiger Hebel hierzu wäre die Ausbildung und planmäßige Pflege körperlicher Wettspiele auf unsern Schulen und Hochschulen, von wo aus sie den Volksfesten als wesentliche Bestandteile zugeführt werden könnten. Eine gleichmäßige geistige und körperliche Erziehung würde ebenso sehr zur Hebung des Gemeinfinns wie zur Eindämmung der Trunksucht beitragen. Als praktischen Grundsatz empfiehlt es sich: den Festplatz und den zur Übung von Wettspielen bestimmten Platz als „Volksplatz“ zu vereinigen und die Volksfeste selber auf denkwürdige Tage zu verlegen. Endlich: es sind

nicht einseitig körperliche oder ästhetische Festspiele zu veranstalten, sondern möglichst eine Vereinigung beider.

In dieser Richtung wirke jeder Volksgenosse mit Kraft und Zähigkeit; dann werden auch zur rechten Zeit die Mäner kommen, die, wenn die Saat gereift ist, die Ernte unter Dach und Fach bringen zum Schmuck und zur Ehre unsers Volkes und zum Ruhm unsers Vaterlandes.



Ein Prachtwerk über unsre Kriegsflotte*)



ies Werk erscheint zur guten Stunde. In einer Zeit, wo man schon vollständig die Schätzung dafür zu verlieren beginnt, was in den sechziger und siebziger Jahren durch Blut und Eisen geschaffen worden ist und nur durch Blut und Eisen geschaffen werden konnte, wo die Philister über jeden Groschen jammern, der für Heer und Flotte vergeudet wird, wo für viele dieses deutsche Reich, das der Traum und die Sehnsucht von Jahrhunderten gewesen ist, und für das tausende ihre Kraft, ihr Blut und ihr Leben eingesetzt und begeistert geopfert haben, schon eine Last zu werden beginnt, eine Last wegen ihres elenden Kirchturmspartikularismus oder wegen internationaler Gefühlsduselei oder internationalen Interessenschwindels, in solcher Zeit, wo der wahre Patriot voll Scham und Ärger der Schwachseligkeit, der Mutlosigkeit und dem feigen und schäbigen Egoismus gegenübersteht, ist es eine dankenswerte That, ein Werk wie dieses zu unternehmen, das den Leuten deutlich vor die Augen rückt, was die Pflicht gegen das Vaterland verlangt.

Nur eins ist schade: daß ein mit solcher Pracht ausgestattetes Werk nicht in jedermanns Hände kommen kann. So billig sein Preis ist für das, was es bietet, er ist doch viel zu hoch, als daß es in so weite Kreise dringen könnte, wie es sollte. Möchten es wenigstens die oberen Stände im ganzen Reiche beachten und sich nicht nur die Bilder ansehen, sondern auch aus dem warm geschriebnen Texte herauslesen, was herauszulesen noththut: daß es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit jedes Deutschen ist, statt sich beruhigt darüber schlafen zu legen, wenn er in seiner Zeitung liest, daß unsre Herren

*) *Unsre Kriegsflotte*. Dem deutschen Volk in Wort und Bild dargestellt von Georg Wislicenus, Kapitänleutnant a. D., unter Mitwirkung der Marinemaler Karl Salkmann, Friedrich Schwinge, Willy Stöwer. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1895. Großfolio. 56 Seiten Text und 20 Tafeln in Buntdruck. In eleganter Mappe 30 Mark.